

INTERVIEW

Herr Mari, Sie gehören seit Jahrzehnten zu den profiliertesten Gestaltern in Europa. Was halten Sie vom Design der Gegenwart?

Nicht viel. Mir fehlt dabei das Utopische. Als ich in den 50er-Jahren anfang, wollten die Designer die Welt verändern. Das ist nicht mehr so. Die Konservativen sagen, die Welt ist schön, wie sie ist. Aber das stimmt nicht. Wenn wir so weitermachen, wird sie untergehen.

Kann das Design von der Kunst lernen?

Selbstverständlich. Aber wenn ich Kunst sage, meine ich nicht die Masse, die heute produziert wird. 99 Prozent davon sind völlig überflüssig und illustrieren in erster Linie individuelle Befindlichkeiten, Träume und Gefühle. Aber große Kunst, die Kunst der Renaissance zum Beispiel oder auch die von Robert Rauschenberg, Claes Oldenburg oder Keith Haring, ist in der Lage, zu allen zu sprechen. Sie reflektiert gesellschaftliche Verhältnisse, und jeder versteht sie.

Und was kann die Kunst vom Design lernen?

Was die Kunst vom Design lernen kann? Gar nichts!

Gibt es einen Designer, den Sie besonders schätzen?

Schwierige Frage, aber ich kann ihnen sagen, was einen guten Designer ausmacht. Für mich ist ein guter Designer ein alter Bauer, der beschließt, einen Kastanienbaum zu pflanzen. Dabei weiß er genau, dass er die Kastanien nicht essen wird, er wird sie nicht einmal wachsen sehen. Er wird auch nicht im Schatten des Baumes sitzen, wenn es heiß ist. Aber er weiß, dass seine Nichten und Neffen das tun werden. Deshalb pflanzt er den Baum.

Sie waren 1968 Teilnehmer der Documenta IV in Kassel. Was haben Sie damals dort gezeigt?

Abstrakte Werke, Arbeiten der Arte programmata, aus dem Umfeld der Künstlergruppe Zero. Ich nannte sie „Strukturen“. Es ging mir in jenen Jahren um Phänomene der visuellen Wahrnehmung. Aber ich war nie richtig zufrieden damit.

Eines Ihrer berühmtesten Designprojekte hieß „Proposta per un'autoprogettazione“. Es bestand

aus Anleitungen, mit denen man eine komplette Wohnungseinrichtung selbst bauen konnte. Mich erinnert das an Concept-Art.

Damit hat es aber nicht viel zu tun. Die „Autoprogettazione“-Serie war eine Art Übung, ein Exerzitium, damit man versteht, was es heißt, ein Möbel zu bauen, ohne es tatsächlich zu tun. Viele meiner Projekte sind im Grunde als Kritik an den Verhältnissen gedacht. Ich gebe Ihnen ein Beispiel:

Was macht die Kunst, Enzo Mari?



Radikal sein, Utopien wagen, Nein sagen: Der streitlustige Designer und Documenta-Teilnehmer zeigt in Berlin seine Sammlung von Briefbeschwerern

Während der Studentenproteste von 1968 kam einmal ein Student zu mir und sah da mein Bett stehen, ein einfaches, rohes Bett. Das hat er überhaupt nicht kapiert.

Wie haben Sie reagiert?

Ich fragte ihn, wie er sich denn ein so richtig schönes Bett vorstellte. Er sagte, es sollte groß und rund sein, ein Wasserbett mit einem Marmorsockel und einem kristallinen Kronleuchter darüber. Das war der Sinn des „Autoprogettazione“-Projekts: den Leuten zu zeigen, wie konservativ ihr Geschmack in Wirklichkeit war. Meine

Kollegen an der Hochschule nannten mich deshalb einen Faschisten.

Und haben Sie auch Geld damit verdient?

Keinen Cent. Ich schätze, es existieren so um die 500.000 Möbel, die im Zuge der „Autoprogettazione“-Serie gebaut wurden. Inzwischen sind es Sammlerobjekte geworden. Und ich hätte nichts dagegen, wenn diejenigen, die diese Stücke jetzt verkaufen, sich an mich erinnern und mich am Erlös beteiligten.

Sie legen großen Wert auf ethisches Design. Was darf man sich darunter vorstellen?

Wenn ich mich heute mit Designern unterhalte, drängt sich mir oft der Eindruck auf, dass sie zwar hochfliegende Pläne haben, aber rein gar nichts über die Produktion wissen. Meine Idee war, in die Fabriken zu gehen und dafür das nötige Bewusstsein zu schaffen. Man sagt, Design sei dazu da, ein Bedürfnis zu befriedigen. Mir ging es aber um die Bedürfnisse der Arbeiter, die mit ihrer Tätigkeit nicht glücklich waren, weil sie sie nicht verstanden.

Das hört sich nach Marxismus der alten Schule an.

Nicht alles, was neu ist, ist auch gut. Im Gegenteil: Es ist eine Sucht, die die Menschen zu Zombies macht. Denn das Neue ist meist nur dazu da, so schnell wie möglich wieder weggeworfen zu werden, weil die meisten Fabrikanten Ignoranten sind und die meisten Konsumenten auch. Es ist wichtig, dass man ein Gespür für die Zusammenhänge entwickelt. Und das erfordert bisweilen eine gewisse Radikalität.

Momentan präsentieren Sie in der Galerie Tanya Leighton in Berlin Ihre Sammlung von Briefbeschwerern. Was hat es damit auf sich?

Ich sammle Briefbeschwerer nicht nur, ich benutze sie auch. Sie halten die Papierstapel, die Sie hier sehen. Der größte Teil davon ist Ausschuss. Die Ausstellung ist also ein Manifest meiner intellektuellen Arbeit. Und die besteht vor allem darin, Ideen zu verwerfen. Ich denke, wir sagen heutzutage viel zu selten Nein. *Interview: Ulrich Clewing*

„The Intellectual Work: Enzo Mari with Pavel Büchler, Jason Dodge, Tim Rollins + K.O.S.“, Galerie Tanya Leighton, Berlin, bis 19. November